

Barriere vom zweiten und ersten Platze getrennt. Interessanter als das ganze Kinoprogramm ist manchmal die Szene, die dieses „Parterre“ bietet. Es sind dort ausschließlich Männer und junge Burfchen zu finden. Griechen, Armenier, Ägypter, Albanesen, Bulgaren, alles sitzt bunt durcheinander und unterhält sich im heimatischen Idiom. Dazwischen spaniolische Juden, kleine Handwerker und Kaufleute, mit langen prachtvollen Bärten und edel geschnittenen Gesichtern. Sie tragen noch die alte spanische Tracht von Anno 1492, als der allerchristlichste König Ferdinand und seine Gemahlin, die Königin Isabella, sie aus Spanien vertrieben. Über die Menge heraus ragen die Gestalten der „Hamals“, der jüdischen Lastträger, die wahren Enaksföhne.

Im ersten und zweiten Range sitzt „Tout Salonique“. Da es in der alten Alexanderstadt weder ein Theater noch ein sonstiges einigermaßen europäisches Vergnügungsinstitut gibt, so sind auch die exklusivsten Kreise auf den Cinéma angewiesen. Man trifft hier die fremden Konsuln wie die Errera, Allifussi, Chavon und wie die Größen der Kaufmannschaft auch heißen mögen, die Direktoren der großen Banken mit ihren Damen und die Offiziere der Garnison. Um 10 Uhr erscheinen nach anstrengendem Dienste die Beamten der europäischen Postämter. Ab und zu beehrt auch der „Hof“, d. h. der Militärgouverneur einen Cinéma. Dann stehen riesige Gendarmen in kleidsamer blauer Uniform vor dem Eingang auf Posten.

Fünfmal schrillt in diesem lärmfreudigen Lande die Klingel, ehe die Vorstellung beginnt. Dann verlöschen die Bogenlampen, und das Summen der Stimmen versiegt. Schwupp: es steht eine Inschrift auf der erleuchteten Leinwand: „S. M. le Sultan Mehemed V, rend visite à l'Ecole Militaire à Stamboul.“

Daselbe: türkisch, griechisch, spaniolisch in hebräischen Lettern und russisch.

Dann rollt der Film. Man sieht das Gebäude der Militärschule, vor dem die Garnison von Stambul Aufstellung genommen hat. Im offenen, von acht Schimmeln gezogenen Wagen erscheint der Sultan. Die Truppen präsentieren, und — — — im Publikum springt jeder gute Türke auf und applaudiert dem gefilmten Sultan. Es macht das auf die Europäer einen ganz merkwürdigen Eindruck, aber die guten Türken haben nicht oft Gelegenheit, ihren Padischah in Person begrüßen zu dürfen, und sie halten daher ihre patriotische Begeisterung am Filmbild des Herrschers schadlos.

Fast immer beginnt das Programm mit einem derartigen patriotischen Film; ist's nicht der Sultan selbst, so ist es Enver Bey, der Volksheld, dessen Konterfei auch in der elendesten türkischen Hütte hängt. Auch von der Goltz-Pascha reformiert ab und zu die türkische Armee auf der die Welt bedeutenden Leinwand.

Das weitere Programm ist bunt, sehr bunt zuweilen. Die einheimische Bevölkerung hat eine besondere Vorliebe für Straßenszenen aus europäischen Großstädten. Auch für Naturaufnahmen ist man dort weit empfänglicher als bei uns. Ich erinnere mich eines Abends, an dem das Publikum dreimal hintereinander die Vorführung eines Films von den Niagarafällen verlangte. Den gleichen Film hatte ich kurz vorher in Hamburg gesehen, ohne daß er bemerkenswerten Eindruck gemacht zu haben schien.

Man hat drüben so gut wie bei uns seine „Kinohelden“. Zwar die „Duse des Films“ läßt drüben die Seelen — mit Ausnahme der europäischen natürlich — kalt, aber die Komik von Prince und besonders des unverwüftlichen Max Linder hat dort ihre begeisterten Verehrer. Diese beiden fehlen wohl in keinem Programm.

Eine Kinozensur gibt es drüben natürlich nicht, weder eine behördliche noch eine solche im Geschmack des Publikums. Infolgedessen können die Filmfabrikanten hier all die Filme absetzen, die in Europa auch von der laxesten Zensur verboten werden. Das hat seitens der europäischen Schulen schon zu einem generellen Kinovebhot für Schüler geführt. Es bleibt freilich in den meisten Fällen erfolglos.

Gegen 1 Uhr nachts ist das Programm zum letztenmal abgelaufen, und nun schweigt auch für wenige Stunden die gewalttätige Klingel.

Die Hunderte von Besuchern aber drängen sich durch die enge Pforte auf den Kai und gehen gleichgültig vorbei an dem herrlichen Schauspiel, das ihnen die Natur bietet.

Denn dem Olymp im Mondenschein, der wie mit Goldfunken übersäten Bucht davor, vermag es kein Film gleichzutun.

Cheskel Zwi Klötzel, Berlin.

Rundschau

„Kino und Geschichtsklitterung“. Es ist nach meinem Gefühle nicht richtig, die Möglichkeiten des Kinos prinzipiell in irgendeiner Richtung zu begrenzen, ihm etwa nur phantastische und märchenhafte Stoffe oder, ganz im Gegenteil, nur ungestellte Naturvorgänge als Betätigungsfeld anzuweisen. Mit solchen Einseitigkeiten kann man auf die Entwicklung des Kinos schlechterdings keinen Einfluß gewinnen. Ich glaube, daß man, ähnlich wie Voltaire alle Arten der Literatur

prinzipiell für zulässig erklärte mit alleiniger Ausnahme des „genre ennuyant“, auch alle Arten von Kinowerken für prinzipiell zulässig erklären muß — mit Ausnahme einzig des „geschmacklosen Genres“.

Dieses Genre ist ja heute noch sehr verbreitet und fehlt weder unter den „Dramen“ noch unter den „Humoren“ noch unter den „Naturszenen“. Am meisten findet es sich wohl unter den „historischen Filmen“. Hier äußert es sich als Geschichtsklitterung in manchmal unerträglicher Weise.

Die „Königin Luise“ und der „Theodor Körner“ sind hier bereits wegen ihrer sub-

alternen Auffassung kritisiert worden (II. Jahrg. S. 131). Der von Malvine Rennert gerügten „Rührseligkeit à la Gartenlaube“ und dem endlosen „Aufwand von Lakaen“ möchte ich nur noch die lächerliche Verbrecherphysiognomie Napoleons hinzufügen, die wirklich den Gedanken aufkommen ließ, es möchte ein kurzlichtiger Kammerdiener, irgen dein Scherbartcher Knetzsche die Regie geführt haben.

Der Kino darf gewiß in stilistischer Absicht alle Dinge, wenn er will, auf den Kopf stellen. Das Unmöglichste mit den wahrhaftigsten Mitteln der Photographie uns vorzuführen, ist einer seiner liebenswürdigsten Tricks. Davon aber ist die Geschichtsklitterung nach dem Muster der „Königin der Schmerzen“ sehr unterschieden. Hier sollen ja nicht ein beabsichtigt unglaubwürdiger Inhalt und eine unzweifelhaft glaubwürdige Art der Berichterstattung kontrastiert werden, sondern hier wird die Objektivität der photographischen Linse dazu benutzt, leise verschobenen und tendenziös verkehrten Dingen den Schein der Wahrheit zu verleihen. Und daraus entsteht, stilistisch und menschlich, ein starkes Mißbehagen. Es ist ein Film wie dieser ein Pendant zum Panorama, bei dem wir auch zwischen der Wahrheit realer Requisiten und der Täuschung gemalter Dinge unangenehm hin- und herschwanken.

Es ist nichts dagegen zu sagen, wenn der Film sämtliche Monarchenbegegnungen auf sämtlichen Bahnhöfen registriert. Ein Stück Wahrheit ist niemals ganz wertlos, und das Herankommen des Zuges, das zweckmäßig geregelte Spiel von Umarmung, Salutieren, Vorstellen und Abgehen enthält stets gewisse einfache ästhetische Werte. Und auch wenn der Film uns den jungen, wunderschönen Panther vorführt, der im Fell des Bettvorlegers seine Mutter wiedererkennt, so kann das bei aller Albernheit prachtvoll sein. Aber ein intriganter Napoleon mit düster-dämonischen Gebärden — das ist geschmacklos.

Wie menschlich ergreifend bei der einfachsten und schlichtesten Chronikdarstellung ein Film zu wirken vermag, hat wohl die Aufnahme der Scottschen Expedition gezeigt.

Ferner scheint mir der Versuch, mit Hilfe eines verspäteten Doppelgängers Richard Wagners eine Biographie dieses Meisters in lebenden Bildern zu geben, durchaus mißglückt und auch nicht entwicklungsfähig. Zugegeben, daß unter der Regie Wauers vieles ganz geschickt und geschmackvoll gemacht war (das meiste war es nicht!), scheint es mir doch so gar nicht im Besondern, im Wesen des Kinos begründet zu sein, die verschiedensten historischen Personen zum Ver-

wecheln ähnlich vorzuführen. Ganz besonders wenn es sich um Menschen handelt, deren Wirken so sehr der nächsten Vergangenheit angehört, ja die, wie Frau Cosima Wagner, noch unter uns weilen. Der „Wagnerfilm“ aber hat gerade seinen Ruhm darin gesehen, den König Ludwig, Hans von Bülow, Franz Liszt, Mathilde Wesendonck, den jungen Nietzsche u. a. täuschend ähnlich vorzuführen.

Es ist ja nicht eben schwer, einem Schauspieler eine Lisztmaske zu geben, aber selbst wenn diese noch so ähnlich sein sollte, hört jede Illusion notwendig auf, sobald der betreffende Schauspieler sich bewegt. Man glaubt wohl an eine Ähnlichkeit der Maske, schwer indes der Bewegung, die nicht minder individuell und charakteristisch ist als die Physiognomie, aber im Gegensatz zu jener nicht reproduzierbar. Man wende nicht ein, daß wir uns doch im Schauspiel mit einem alten Fritz, mit einem Napoleon abfinden. Denn wir können das im Schauspiel auch nur dann, wenn uns ein Dichter dasjenige, was noch wesentlich als Maske und Bewegung ist, nämlich die Seele, überzeugend und mit suggestiver Kraft vergegenwärtigt.

Besonders unangenehm berührt es, wenn die Gelegenheit, diese oder jene Persönlichkeit vorzuführen, an den Haaren herbeigezogen wird. Irgendeine Notwendigkeit, Kaiser Wilhelm I. bei der Einweihung des Bayreuther Festspielhauses auftreten zu lassen, liegt doch selbst im Rahmen des Films nicht vor. Und eine andere Gefahr, die Grenze des Geschmacks zu überschreiten, liegt bei Filmen nach Art dieses „Richard Wagner“ dann vor, wenn der Regisseur den Helden bei seiner künstlerischen Arbeit vorzuführen versucht. Das ist schließlich bei dem Dirigenten Richard Wagner denkbar, aber nicht bei dem Komponisten. Bilder wie jene, in denen man Wagner an Bord des Schiffes den „Fliegenden Holländer“ konzipieren „sieht“ oder später das Motiv von „Tristan und Isolde“ findend, sind unter allen Umständen lächerlich.

Alles in allem: der historische Film muß eine unbedingte Wahrhaftigkeit der Auffassung beweisen und sollte seinen Ehrgeiz nicht hauptsächlich im äußern Kopieren bekannter Persönlichkeiten sehen. Die äußere Ähnlichkeit ist für den Eindruck der Wahrheit nicht gar so furchtbar wichtig. Dann aber vermeide er Szenen, in denen uns etwa Goethe dichtend, Michelangelo meißelnd oder Galilei den Gedanken der Pendelbewegung fassend vorgeführt werden. Dinge und Vorgänge, die nicht

sichtbar sind, entziehen sich nun einmal der Photographie. Dr. Adolf Behne, Charlottenburg.

Kinoreformatorische Entdeckungsreisen im Regierungsbezirk Minden. Es handelte sich darum, „Wissenschaftliche Abende“ bei den Kinematographenbesitzern durchzusetzen und zu arrangieren. Der Anfang wurde gemacht in Bad Oeynhausen. Es wurde ein Programm gewählt, das einen Blick in die verschiedensten Wissensgebiete eröffnete. Die Lichtbilderei M. Gladbach kam im Preis entgegen, und der Redner des Abends verzichtete auf ein Honorar. So prangte bald an allen Ecken:

**I. Wissenschaftlicher Abend
der Lichtspiele in Bad Oeynhausen**

1. Einleitender Vortrag: Das lebende Bild im Dienste von Wissenschaft und Schule.
2. Lebende Bilder.

I. Aus der Physik

- a) Vom Magneten.
- b) Kleine elektrische Experimente.
- c) Die Influenzmaschine.
- d) Wunder der Röntgenstrahlen.

Aus der Natur

- a) Vom Leben der Pflanze.
 - b) Der St. Gotthard.
3. Aus der Werkstatt des Menschen
 - a) Holzbearbeitung und Papiergewinnung in Kanada.
 - b) Fischfang in Norwegen.
 - c) Papierbereitung in Kanada.

Den Vortrag und die Erläuterungen hat der Schriftleiter des Jahrbuchs für praktische Jugendpflege, Alfred Rosenthal, übernommen. Preise der Plätze:

Fauteuil 1,25 M., 1. Platz 1 M., 2. Platz 0,75 M.
Vorverkauf von Dienstag ab in den Buchhandlungen.

Alle Plätze sind numeriert.

Die Schuldeputation, der Magistrat, die Führer der Lehrerschaft wurden eingeladen, und in kurzen knappen Worten wurde der Stand der Kinoreform erörtert. Der Abend brachte einen vollen Erfolg. Der Kinoinhaber hatte mehr verdient als sonst an den stillen Wochentagen, die gebildeten Kreise, die sich vom kinodramatischen Schund abwandten, wurden dem Kino gewonnen, und die weitere Reformarbeit ward

durch den Beschluss des Magistrats gesichert, den Schulen den Besuch der wissenschaftlichen Veranstaltungen zu empfehlen. Es folgten dann inzwischen „Die Südpolexpedition des Kapitäns Scott“, „Nord- und Ostseeküste“ und ein Abend mit gemischtem Programm.

Oeynhausen hat den Beweis erbracht, daß wissenschaftliche Veranstaltungen in den kleinen und mittlern Ständen guten Boden finden, und daß sie rentabel sind, wenn die Vorarbeiten richtig und gründlich gemacht werden.

In Rinteln wurden die Billets von einem Boten von Haus zu Haus getragen. Eine kurze Aufklärung mit Einzeichnungsliste und Theaterplan wurde vorgelegt, und das Gros der Gebildeten kaufte. Als Vorführung wählten wir wieder den Scottfilm. Einleitend skizzierte der Redner des Abends, Schriftleiter Alfred Rosenthal, in etwa zehn Minuten die Geschichte der Polarforschung. Er gab nicht Namen, sondern erzählte treffende Episoden voll dramatischen Lebens. Dann kam der Film in zwei Abteilungen, und zum Schlusse gab der Redner eine Darstellung des tragischen Endes des englischen Forschers. Der kommende Winter wird uns wieder nach Rinteln führen.

Die Vorarbeiten waren auch für Minden getroffen, die innern Verhältnisse der dortigen Kinobetriebe ließen aber in letzter Minute eine Verlegung richtig erscheinen. Der Eindruck der ersten Vorstellung ist ja entscheidend, und die durchgreifenden Vorarbeiten konnten nicht so durchgeführt werden, wie wir es wünschten. Minden steht jetzt an erster Stelle unseres Winterprogramms.

Kräftige Arbeit und erfolgreiche Veranstaltungen können von Herford berichtet werden. Die schönen, großen und modernen Hallen der Wittekindlichtspiele haben sich den Reformvorstellungen geöffnet, und das Oeynhäuser Programm sowie der Scottvortrag haben großen Beifall gefunden. Der Scottvortrag wurde dem Beamtenverein in einer Sondervorstellung vorgeführt.

Wir haben die Erfahrung gemacht, daß zunächst kleine Plätze den günstigsten Boden für die Reform abgeben. Darum gilt der nächste Sturm den Orten: Vlotho, Salzufern, Detmold und Lemgo. Hoffentlich kann ich von da aus auch bald Günstiges berichten.

Alfred Rosenthal, Schriftleiter des Jahrbuchs für praktische Jugendpflege, Düsseldorf.

Rechtswesen; Polizei

Was ist ein Film? Das ist eine Frage, deren Beantwortung keineswegs so leicht ist, obgleich

es wenig Menschen geben dürfte, die das Wort nicht schon gebraucht haben. Es handelt sich dabei um ein Fremdwort, dessen Verdeutschung trotz alles Kopfzerbrechens bisher nicht möglich